



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eberhard: Mehmed Emin als Volkserzieher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Mehmed Emin als Volkserzieher

Von Skulrat Eberhard



em Begriff einer „Nationalliteratur“ haben innerhalb der Türkei erst die jüngsten Ereignisse den Boden bereitet: der Übergang von der Despotie zu der verfassungsmäßigen Staatsform und die lehrreichen Erfahrungen des Balkan- und des Weltkrieges, die eine Reihe sittlicher Kräfte entbanden. Dieses späte Erwachen hängt nicht nur mit dem Einfluß des Persischen auf die Sprache und Literatur zusammen, das die türkische Geisteswelt Jahrhunderte hindurch in seine Fesseln geschlagen hatte und den natürlichen Blutkreislauf hemmte; es kommt auch nicht bloß auf Rechnung der französischen Romantik, die nach dem Krimkriege in dem vornehmen Konstantinopel den Ton angab und aufs neue dem Erwachen eines nationalen Bewußtseins und der Entwicklung eines bodenständigen Schrifttums in den Weg trat, vielmehr kommen die Äußerungen des politischen Regiments hinzu, das unter Abdul Hamid jahrzehntelang geblüht, nein gewuchert hat: die Willkürherrschaft des Absolutismus, der launische Despotismus, die jede freiere Geistesregung unterdrückende Zensur und das verhängnisvolle Spitzelsystem. Der Begriff des Vaterlandes war den osmanischen Türken nicht nur wesensfremd, da Balkan und Anatolien keineswegs das Stammland der herrschenden Erobererrasse sind, sondern er galt auch als anrüchig und politisch verdächtig. Was für Umtriebe mochten die Reformer unter dieser Firma verstecken! Den Großherrsinn mochten die dufenden Lieder preisen und seiner Dynastie den immergrünen Kranz reichen, des Islams Kraft und welterobernde Mission mochten sie besingen, aber das „Vaterland“? . . . Es war ein Zeichen der Zeit, daß vor der Jahrhundertwende ein treuer Patriot wie Mehmed Tewfik sein nationales Empfinden in einem langen Frühlingsgedicht verstecken mußte; die Hamidische Zensur konnte das Bekenntnis echten Vaterlandsgefühls nicht vertragen:

Die Völker neiden uns das Vaterland,
Denn seinesgleichen gibt es nicht auf Erden;
Wir küssen freudig deine Mutterhand,
Daß wir aufs neue deine Kinder werden.
Dir liegt zu Füßen unser Hab und Gut,
Dein sind wir, Vaterland, mit Gut und Blut,

und die Literatur litt unter solcher Engbrüstigkeit.

Die persisch-arabischen Versspielereien hatten überhaupt mit ihrem reizenden und doch so abgenutzten Glockenklang von gül (Rose) und hülbül (Nachtigall) den gesunden Geschmack verdorben, und die Übersetzung und Nachahmung der französischen Sensationschriftstellerei vermochten das ästhetische und das sittliche Urteil nicht zu verbessern. Die Dichtkunst wurde zu einer in den Salons Alt-Stambuls grassierenden Mode, und sie hatte Neurastheniker und Werthernaturen im Gefolge. Noch heute gibt es eine Gruppe in der heranwachsenden Jugend Konstantinopels, namentlich unter der Weiblichkeit, deren Lebenselement neben dem Klavierspiel in dieser Art von Lektüre besteht und deren Lebensstimmung diese Geisteskost vergiftet; sind doch nach Nieder Paschas verdienstvollen Untersuchungen von den Türken der Hauptstadt ohnehin mindestens 80 Prozent Neurastheniker.

Da kam der Umschwung der Jahre 1908 und 1909, und das in mannigfachen Reimen ansehende neue Leben wirkte kräftigend auf Presse und Poesie ein. Die Machthaber des jungtürkischen Regiments hatten sich in ihren unfreiwilligen Auslandsaufenthalten bei einem Vergleich zwischen der Bedeutung des heimischen und des fremden Schrifttums der Erkenntnis nicht verschließen können noch wollen, daß Poesie ihrem Wesen nach mehr ist als Übersetzung oder Nachahmung fremder und andersartiger Vorbilder, mehr als melodisches Reimgeklingel oder weltchmerzliche, willensschwache Lebensstimmung, mehr auch als ein bloßer Genuß für müßige Stunden. Entwicklung einer nationalen Literatur bedeutet Entwicklung des türkischen Volksbewußtseins und Kraftbildung — dieser Gedanke verbreitete sich jetzt in den Oberschichten, und er ließ die Dichtkunst als ein Geistesgut erkennen, das Gabe und Aufgabe für das Gemeinschaftsleben in sich schließt. Es wurde deutlich: erst die Gemeinsamkeit der Gefühls- und Gedankenwelt, die im Liede zum Ausdruck kommt, macht ein Volk wirklich zum Volke, darum ist die Poesie und werde sie immer mehr ein Grundpfeiler für den Aufbau nationalen Lebens!

Jetzt war für Mehmed Emins Wirken der Boden bereitet und die Stunde gekommen. Denn so reich und feurig ihm auch die Lieder vom Munde fließen, des Gesanges Gabe ist ihm doch nur ein Mittel zum Wollen und Wirken: er will starke Männer für den Lebenskampf erziehen und für den Dienst am Vaterland ertüchtigen, er will nicht schwachseelige Ästheten ergötzen. Diese volks-erziehlische, vaterländische Ader leitet seinem Wirken, den Stoffen wie der Form seines dichterischen Schaffens, so sehr das Gepräge, daß man ihn wohl den türkischen Ernst Moritz Arndt genannt hat. Freude am Vaterland, Liebe zu der Heimatsholle, Preis ehrlicher Arbeit, Pflege des stillen Glückes, Aufbau des sozialen Gewissens, das sind die starken Wurzeln seiner Kraft und Kunst, und was es für die Erneuerung des türkischen Volks- und Staatslebens bedeuten müßte, wenn es gelänge, diese Werte in den breitesten Kreisen lebendig und beherrschend zu machen, kann nur der des Orients Kundige voll ermessen.

Dem Dichter Mehmed Emin verdanken die Türken ihre Nationalhymne. Seine kriegerischen „Türkenlieder“ (1898) haben zuerst die Augen auf ihn gelenkt und ungeheuren Anklang im Volke gefunden; sie halfen den Begriff des „Vaterlandes“ in das Türkenherz einbürgern. Neue Töne voll starken nationalen Schwunges fand seine Leier in dem großen Weltenbrand der Gegenwart. Ein unbeschreiblicher Erfolg war ihm beschieden, als er kurz vor der amtlichen Verkündigung des Heiligen Krieges, Ende Oktober 1914, vor einer tausendköpfigen Menge in Konstantinopel den Weckruf vortrug: *At Türk, ujan! d. h. „Türke, wach auf!“* (in deutscher Übersetzung Laibach 1915, 26 S.). Der Dichter schildert hier in hochpatriotischer, die innersten Gefühle aufrührender Sprache die stolze Vergangenheit des Türkenvolkes mit seinen Ruhmestaten, seiner geistigen Kultur, seiner Ehrfurcht vor dem Glauben und der Überzeugung anderer. Und jetzt — welch furchtbarer Niedergang seit dreihundert Jahren! Aber die Zukunft winkt. Ein neues weites Reich kann erstehen. Darum trockne deine Tränen! Stärke dich und rüste dich dafür! So ruft der Dichter seiner Nation zu. Dann zeigt er ihr das neue Vaterland, das Morgenrot der kommenden glanzvollen Zeit. „Die Verse wirkten wie ein Feuerbrand.“ Im Nu war die erste Auflage der Buchausgabe vergriffen, und in allen Händen sah man die kleinen roten Hefte. Gewiß mischt sich viel Überschwang in das Feuer dieser Dichterseele, aber von großen Zielen lebt die Seele, und an den Zukunftsträumen nährt sich die Begeisterung. Darum ist gerade sein Turan-Lied, in dem der Dichter schaut, wie Groß-Turans Reich das ganze Asien unter der türkischen Flagge vereint, zu dem Credo der osmanischen Jugend geworden:

Jedes Wort ist unser eigen,	Turan, heilig hehres Turan,
Das aus türkischer Kehle klingt;	Jeder Winkel raunt mir Sagen,
Unser ist der Länder Meigen,	Märchen von dem ersten Urahn
Der drei Welten in sich schlingt.	Aus den alten Heldentagen.

Deine tausend Herrscher lassen,
Heldentapfre Volkserhalter,
Vor dem deinen mir erblassen
Sindostans und Chinas Alter — — —

Mehmed Emin war inzwischen mit dem aus Rußland eingewanderten Türken Altshura Dghli Jusuf zum Führer der türkisch-nationalen Partei geworden, und die Richtung, die sich heute als Panturkismus neben den verblaffenden Osmanismus und den unter der Asche neu angefachten Panislamismus stellt, findet in ihm ihren begeistertsten Anwalt. Ein Kreis von Gesinnungsgenossen hat sich um ihn geschart, und der Turangedanke: die Vereinigung der Türkenstämme zu einem zukünftigen, umfassenden nationalen Reich, schlingt, bisweilen untermischt mit islamischen Idealen, das einigende Band um diese Nationalisten — „das Vaterland ist für den Türken weder die Türkei noch Turkestan, das Vaterland ist ein großes unendliches Land: Turan . . .“ singt einer der berufenen Apostel dieser türkistischen Schule, Zia Gjöf Alp, in seinem Gedicht

„Turan“. Aber keiner erreicht an Kraft und Urwüchsigkeit des Ausdrucks, an Ernst und Wucht des Inhalts, an melodischem Fluß und verständlicher Sprache den Meister.

Seine Dichtung hat auch die Frauenwelt von heute stark ergriffen. Im guten Mittelstand der Hauptstadt hatte schon der Balkankrieg nationale Kräfte wachgerufen, die im Samaritertum, in Liebesdienst und opferwilliger Arbeit sich äußerten, und immer vollständiger wurde hier das überkommene Leben der Instinkte von dem Leben moralischer Ideen besiegt. „Wir wollen uns, wie unsere Schwestern in den Kulturländern, in den Dienst unsres Volkes, unsres Vaterlandes stellen.“ „Unser Land wird leben!“ Das war der Grundton dieser Bewegung, und innere Wiedergeburt gilt als das Ziel aller Arbeit. Die neue türkische Frauenwelt bewährt ihre Kriegsfürsorge auch gegenwärtig glänzend, Mehmed Emin aber widmete dem national empfindenden „Nähverein türkischer Frauen“ (Nışçı ju du), der mit der überlieferten weiblichen Tatenlosigkeit und rechtlosen Absperrung vom Leben so nachdrücklich brach, sein reizendes, vielbeachtetes Gedicht: „Näh', meine Nadel, näh'!“ (deutsch bei Cieslar in Graz, 1915, 8 S.). Paul Schweder hat in seiner Kriegsberichterstattung die Anfangsverse so verdeutscht:

Nähe, fleißige Nadel, näh
Für die Kämpfer warme Kleider,
Für die Helden an den Grenzen,
Das ist eine liebe Pflicht.

Nähe, fleißige Nadel, näh —
Dieses Hemd in meinen Händen
Soll des jungen Türkenhelden
Starke, mutigen Leib bedecken.

Hineingewoben werden Gedanken über den Wert der Frau für ein Volk:

Ist der Mann das kalte Eisen,
Ist die Frau das heiße Feuer,
Ist die Sonne, die mit Hoffnung,
Die mit Liebe uns erwärmt.

Denn ein Land, das ohne Frauen,
Kann nicht hassen, kann nicht kämpfen
Vor dem Feinde — ist zum Tode,
Ist zum Untergang verdammt.

Damit legt der Dichter den Finger auf eine offene Wunde am türkischen Volkskörper und sucht in gefälliger Form die öffentliche Meinung für die sozialpolitische Erkenntnis zu gewinnen, die jüngst im Ildam Ali Kemal dahin formulierte: Wenn die Hälfte eines Volkes versklavt ist, kann die andere nicht frei sein. Der Dichter preist alsdann die Größe des Türkenvolkes und die Macht des Großtürkenlandes, die wiedertreten soll. Packend ist der Schluß: „Geschworen haben wir's: Bis zum Tage, wo du mit Ehren heimkehren wirst, soll die ganze Jugend, die ganze Frauenschaft nur dir Dienst weihen! Die Schönen sollen mit Gefängen im Geist eine große Liebe entzünden, die Rosen pflückenden Hände sollen die blutenden Wunden pflegen, jedes Mädchen wird entweder dem großen Turan eine gestickte Fahne weihen oder sich selbst ein blutiges Leichentuch. Näh, meine Nadel, näh! Die rote Fahne mit Mond und Stern, die ihren Schatten breiten soll über das ganze Turanland.“

Das Gedicht, mit einem Bilde, das die an einer osmanischen Fahne nähernde Türkin darstellt, geschmückt, erschien jüngst neben einem anderen, das

den Fahnenträger preist, in einem Bändchen unter dem Titel: Himmelstöne oder Himmelslaute (es ist eine beliebte Vorstellung, daß dem Türken ein Befehl vom Himmel kommt). Ursprünglich hatte es Mehmed Emin in der pantürkischen Zeitschrift *Türk jurdu* (=Türkenheimat) veröffentlicht. Dieses literarische Unternehmen setzte sich bei seinem erstmaligen Erscheinen, alsbald nach dem Sturz des Hamidisch-despotischen Regiments, unter dem Titel *Türk bernaji* die Erforschung der Türkvölker in ihrem ganzen Umfang zum Ziel. Aber recht lebensfähig wurde es erst im Jahre 1912 durch seine Umwandlung in den *Türk jurdu*. Die Leitung des Blattes unternahm der geistig hochstehende *Altıçura Oghlı Yusuf*, der seit 1910 in Konstantinopel lebt und der hochintelligenten turkotatarischen Gruppe angehört; er bekleidet gegenwärtig eine Professur für moderne türkische Geschichte an der Universität zu Stambul. Das stille Wirken dieser freiheitlich gestimmten, aus Rußland eingewanderten Türken, die recht eigentlich innerhalb Europas die reine unvermischte Türkenrasse vertreten, kann im Dienst des nationalen Gedankens nicht leicht überschätzt werden; *Altıçura* und der mit ihm befreundete Begründer der nationalen Literatur, Mehmed Emin, wurden und sind noch heute die Führer und markantesten Vertreter der türkisch-nationalen Bewegung in der Türkei. Ihr Freundschafts- und Gesinnungsbund tritt auch darin zutage, daß für den zweiten Jahrgang der neuen Zeitschrift Mehmed Emin die Schriftleitung übernahm. *Türk jurdu* war die Pflegestätte des türkischen Volkstums und wurde darum auch die Wiege der Mehmedschen Volkspoesie. Hier erschienen erstmals seine Gedichte: *Johann Gutenberg* (ein Preis der Muttersprache als des Gerüstes für das Gebäude der Wissenschaft), *Anatolien*, *die Türkenheimat*, *Der junge Türke* (ein Kriegslied), *Zwiespalt*, *Haß*, *Der Leuchtturm*, *Der Schiffer*, *Der Schmied*; die Bücherei von *Türk jurdu* gab auch zum erstenmal die gesammelten Gedichte des Sängers heraus, der zum Volksfreund und Volkserzieher geworden war.

„Wir wollen dem Türkenvolk dienen, den Türken Nutzen bringen. Das ist unser Ziel“, so lautet kurz und klar das Programm der nationalen Zeitschrift. Darin liegt schon, daß Mehmed Emin nicht einseitig ein Kriegskruzer ist, sich auch nicht bei einem billigen Kling-Klang-Gloria-Patriotismus beruhigen kann. Sein Tun und Dichten zielt auf die Stärkung von Volk und Vaterland im weitesten Sinne; er will aufbauen und seine Volksgenossen aus der orientalischen Indolenz zu einer aufbauenden Tätigkeit hinüberzuführen ist seiner Seele heißes Bemühen. Er gleicht auch darin wieder dem teutonischen Ernst Moritz Arndt, dem „Gewissen“ der Deutschen. Denn wie dieser nicht nur die Leipziger Schlacht in einem feurigen Preislied gefeiert hat, sondern auch dem „Geist der Zeit“ in tiefgründigen Darlegungen nachging und ihn zu bestimmen suchte, so fühlt auch Mehmed Emin seiner Zeit und seinem Volke den Puls, um darnach die Heilmittel zu bemessen und die Wege zu äußerem Glück und innerem Gedeihen zu weisen. Zwei Quellen sind's vornehmlich, deren Segensfluß und Friedensfülle seine Harfe den Volksgenossen nicht ein-

bringlich genug zu preisen weiß — verachtete Vorwürfe für manchen Kur-Dichter und raffinierten Künstler, und dennoch die Säulen der Wohlfahrt für ein darniederliegendes Land, ein verelendetes Volk: — den Landbau und das Handwerk.

Es gemahnt fast an die Kunst des alten Homer, wenn Mehmed Emin andachtsvoll die Güte der Mutter Erde preist, die voll reicher Frucht allen Nahrung heut, die sie erarbeiten wollen. „Wir Türken sind ein Bauernvolk“, darum gilt es, den Tag zu nutzen und den Boden mit starken Armen zu bestellen. „Der schönste Zustand ist für uns der Schweiß auf der Stirn und die Schwielen in der Hand.“ so ruft er einem jungen Landmann zu, der sich der Trägheit hingibt. „Vorwärts! Marsch! Du bist hinter den anderen zurückgeblieben. Zieh deinen Schuh an, treibe die Ochsen an!“ Besonders schön ist das Hohe Lied des Landmannberufes, das er so einleitet: „Gold her, Gold!“ — „Nein, Bruder, diesen Gedanken gib auf! Das goldene Zeitalter ist seit langem vorüber, jetzt ist das eiserne. Töricht ist der Träge, der das Eisen gering achtet und dann Tag und Nacht vom Golde phantasiert. Diese bescheidenen Dinge, die du da siehst, als: Same, Pflanz, Hacke, Sichel — die sind es, welche wirklich die Besserung des Loses bringen; die brachten und bringen noch immer Segen jedem Herde. Die halte du heiliger als sonst irgendetwas auf der Welt. . . . Landmann sein, ist etwas Großes. Die Saat macht das Vaterland blühend. Der Pflug ist ein edles Werkzeug, der Schweiß des Angesichts ist eine Wonne. Solche Wonne kannst du sonst in keinem Berufe finden.“

Wie kräftiger Geruch der Scholle steigt es aus solchen Zeilen auf. Der Dichter, selbst ein armer Fischersohn aus Anatolien, kennt die Verwahrlosung des Landes und des Volkes; er weiß auch, wie dem anatolischen Bauer geholfen werden kann, und so arbeitet hier der Volkswirtschaftler, dessen Herz in Andacht, Liebe und Ehrfurcht der mütterlichen Erde verbunden ist, an dem Aufbau des Landes und an der Hebung des Lebensmutes und der Lebenskraft.

Die gleiche Stimmung der Gesundheit und der Kraft, der Arbeitsfreude und des Schaffensfleißes atmen und pflanzen auch die Gedichte, die den Handwerker bei seinem Schaffen zeigen. Es ist der uns so vertraute Gedanke:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß,

der hier dem ganz anders gearteten Volkscharakter des Orientalen in tausend wechselvollen Formen und Bildern nahegebracht und eingehämmert wird; Mehmed Emin arbeitet geradezu an der Lösung eines unendlich schwierigen soziologischen und psychologischen Grundproblems des Orients, wenn er in seinen Landsleuten Arbeitsbedürfnis und Arbeitsfreude zu wecken strebt und sie zu den sittlichen Kräften der Arbeit hinleitet. Und wieder drängt sich ein Vergleich mit dem ehrenfesten Ernst Moritz Arndt auf, wenn wir die Freude an dem

uralt-ehrwürdigen Schmiedehandwerk wahrnehmen, das dem Manne für seine Rechte Säbel, Schwert und Spieß aus dem Eisenschloß der Erde darreicht. Der Schmied mit Hammer und Amboss hat es dem männlichen Sinn des Dichters besonders angetan, aber auch für den Löpfer, den Fischer, den Matrosen findet er wunderschöne Worte. Der „Rat des Schmiedes“ an den Sohn auf dessen arbeitsträgen Ruf „Komm, woll'n gehen!“ lautet: „Nein, mein Sohn, jetzt ist meine Arbeitszeit. Sieh, ich habe das Eisen, das in der Esse liegt, noch nicht geschmiedet. Heute muß ich vor der Esse, die bläuliche Flamme sprüht, jene weißroten Eisen schmieden. — Es ist keine Lüge; in dieser Welt gibt es Orte, die wie das Paradies sind. Aber nur die, die sich ihr Brot verdienen, spüren die Süßigkeit davon. — — — Darum soll mein Rat für dich sein: arbeiten! Ja, mein Kind, wenn du in dieser Welt glücklich leben willst, gib dem Amboss, was ihm zusteht, solange du noch Kraft im Arm hast. — — — Zuerst kommt der Hammer und der Schweiß auf der Stirn, dann das Vergnügen.“ An einem Schmiede weiß er es auch klarzumachen, wie man sich von dem Straßenbettler zu einem angesehenen Handwerksmann emporarbeiten kann.

Anspannung aller Kräfte des Körpers und des Geistes, Fleiß, Ausdauer und Vorwärtstreben — das ist es, was dieser schlichte, echte Volksmann dem Nähr- und Gewerbestande unermüdet in Wort und Schrift predigt. Aber der Mann aus dem Volke kennt auch die Ausfaugung des kleinen Mannes durch ein gewissenloses System und hartherzige Obere, und heiße Zorngebichte hat er gegen Abdul Hamids Willkürherrschaft geschleudert. Er hat in seiner Jugend dies Blutsaugersystem vielleicht am eigenen Leibe erfahren und in ohnmächtiger Wut die Fäuste geballt; darum fügt sich ihm nun zu der Losung der Arbeit und Selbsthilfe noch ein anderes hinzu: die Predigt der Liebe (Caritas) und der Barmherzigkeit, die dem Nächsten vorwärts hilft auf dem Wege zum Glück. Den Reichen solche Gesinnung zu zeigen und ihnen das soziale Gewissen zu wecken, dazu hat der ernste, tief sittlich fühlende Dichter eine Reihe seiner Gedichte geschrieben, und in ergreifenden Bildern voll echten, warmen Lebens zeichnet er das mannigfache Großstadtleid, damit es dem Begüterten ans Herz greifen und die Hand öffnen möge. Da ist die Kellnerin, die ihre junge Unschuld gefährdet, damit der Vater auf dem Dorfe sich von ihrem Sündensolde ein paar Ochsen kaufen könne, da ist die blasse, hungernde, kleine Streichholzverkäuferin, der blinde, frierende Bettler — wer kann diese mit so warmer, weicher Hand gezeichneten Typen je wieder vergessen?

Aber mehr als Almosen schulden auch die Reichen dem Wohl des Ganzen die Arbeit. „An einen Jüngling“ ergeht die Warnung vor verftiegenen Forderungen an das Leben, und wieder zeigt sich der Dichter als ein feiner Kenner der Seele seines Volkes, die so gern in hochfliegenden Phantasien die letzten Ziele, den höchsten Kranz vorwegnimmt, ohne der Zwischenglieder zu achten oder gar mit den Hemmungen des Lebens zu rechnen. Das Leben wird

dir nicht alle Genüsse bieten, nicht alle Fragen lösen, nicht einen Engel in Menschengestalt zum Weibe bescheren. Darum: bescheide dich, nimm dir ein braves Weib und arbeite! Das schafft das Glück des Lebens. „An ein junges Mädchen“ aber ergeht in dem Zwillingsgedicht der Kat, nicht nur Musik zu treiben, sondern Freuden sie auch bieten mag, nicht nur Romane zu lesen, sondern auf einen Lebensinhalt bedacht zu sein und vor allem sich für den künftigen Mutterberuf zu ertüchtigen.

Und wieder redet hier — und anderwärts noch deutlicher — der Soziologe seelsorgerisch zu dem Herzen seiner Landsleute und bietet eine Quader zu dem Aufbau des Volkslebens und der Volkswirtschaft in dem anatolischen Stammlande der Türkei, das unter der Geißel des Malthusianismus leidet. „Laßt uns unsere Kinderzahl vermehren,“ heißt geradezu die Überschrift eines seiner Gedichte, und ein anderes Mal fragt er: „Warum soll sie nicht gebären?“ Ergreifend weiß er die Lage zu schildern, wie der türkische Bauer und die Bäuerin sich der Aufgabe der Erhaltung des Geschlechts entziehen, weil sie nicht Wesen das Leben geben wollen, denen es hernach an einer menschenwürdigen Daseinsmöglichkeit mangelt. Und mit beweglichen Worten führt er sie dann zu ihren Menschen- und Staatsbürgerpflichten hin und macht ihnen Mut zu den Kindern, indem er auf die immerwährende Erneuerung aller Lebewesen durch natürlichen Nachwuchs hinweist, für dessen Erhaltung eine höhere Macht sorgt. Dr. Hachtmann-Dessau hat dies Gedicht jüngst in der „Deutschen Levante-Zeitung“ verdeutscht; es lautet in seiner Übertragung:

Warum soll sie nicht gebären?

„Kinder? Niemals!“

„Und warum nicht? Mutterchaft ist Weibespflicht!
Wenn du jedes Jahr den Bäumen ihre Früchte abberlangst,
Wenn um jedes Kälbchens Leben du mit treuer Sorge bangst,
Warum gönnst du denn das Dasein deinen eignen Kindern nicht?“

„Hungern würden sie!“

„Ach, schweig doch! Das ist Undant in der Tat:

Sieh, allüberall erglänzet unseres Gottes Freundlichkeit;
Selbst des Regenwurmes Nahrung hält die Erde stets bereit.
Weißt du nicht: Der uns den Zahn gab, gab uns auch die grüne Saat?“

„Sie soll nicht gebären!“ sagst du. Nicht doch, Bruder, zeuge nur:
Offen Kind und Kindeskindern steht die ganze Erdenflur.
Kahle Berge werden fruchtbar, wohnt erst dein Geschlecht darin.

Deine Ernten sollen bringen für den Staat den reichsten Zoll,
Deine Herdstatt jeder Bauer allen Fremden zeigen soll,
Und je mehr du Gäste speisest, desto froher sei dein Sinn!

So scharft Mehmed Emin furchtlos und warm aus einem treuen Gemüt Hoch und Niedrig, Mann und Frau, jedem Stande und jedem Alter das Gewissen

in seinen Verpflichtungen gegen sich selber und gegen das Ganze, und indem er dabei alle akademische Belehrung des Nationalökonomien und alle gelehrte Theorie der Sozialpolitik glücklich vermeidet und statt dessen die schlichten, allen verständlichen Herzenstöne wärmsten sozialen Gefühls findet, darf er und dürfen wir mit ihm hoffen, daß er das Ohr und mehr noch das Herz seiner Volksgenossen finden, und daß reicher Segen aus seiner gottbegnadeten Leier auf das Land strömen wird. Ist Mehmed Emin doch heute fraglos der gefeiertste Dichter in der neuen Türkei und dazu so volkstümlich, daß auf ihn jener abgewandelte Sinnspruch keine Anwendung finden dürfte:

Wer wird nicht einen Mehmed loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein!

Man reißt sich um seine Gedichte; höchstens könnte man die letzte Zeile dahin abwandeln:

Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger beherzigt sein.

Denn nicht zum Preis und zur Unterhaltung, erst recht nicht für ein unfruchtbares Geniebertum führt dieser siebenundvierzigjährige Mann seine Feder, sondern zur sittlichen Veredelung seiner Leser und zur praktischen Beherzigung für seine Mitmenschen. Darum liegt auch seine „Rebe“ letztlich gar nicht auf dem Felde der Lyrik oder Poetik, so gewiß er ein echter, großer Dichter ist, an dessen Sangesmund schon in der Wiege eine gütige Fee gerührt hat, sondern auf dem der Menschenbehandlung: Menschen zu Menschen bilden und sein Volk durch sittliche Erneuerung zur Größe erziehen, das ist die tiefste Kraft und Triebfeder in Mehmed Emin's Wirken. Die Türken aber haben Grund, für diesen Volkserzieher und Menschheitspropheten gerade in der gegenwärtigen Stunde dankbar zu sein. Denn zuletzt sind es doch nicht Ideen, sondern kraftvolle, die Ideen verkörpernde Persönlichkeiten, die an der Zukunft bauen und die Geschichte eines Volkes gestalten helfen.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Dichtersfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Dichtersfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Dichtersfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Böhlow 8510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 98/97.